Aus schweizerischer Dichtung : die Gedichte von Viktor Hardung

Autor(en): **Sch., F.O.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur**

Band (Jahr): **5 (1910-1911)**

Heft 4

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-751314

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Aus schweizerischer Dichtung

Die Gedichte von Viktor Hardung

Daß wir in Viktor Hardung einen der feinsinnigsten und originellsten Lyriker unserer Zeit besitzen, wußten viele schon längst, wenn auch nur aus den verstreut erschienenen Proben seiner Kunst in verschiedenen Zeitschriften, vor allem in der Münchner „Jugend", die bekanntlich für gute Lyrik eine außerordentlich feine Nase hat. Nun liegen seine Gedichte in vornehmer Ausstattung gesammelt vor (Verlag von H. Bachmann-Gruner, Zürich) und der Eindruck ist noch stärker, geschlossener, ein das obige Urteil noch fester begründender. Für den, der sich jahraus, jahrein mit den tausenden von Erzeugnissen des plattesten Dilettantismus abplagen muß, ist es ein Vergnügen, diese Gedichte zu lesen, Gedichte, aus denen unverfälscht und ursprünglich jene echt lyrischen Klänge ihm entgegentönen, die den Berufenen kennzeichnen. Jene feinen und feinsten Schwingungen der Psyche, die seelischen Unterströmungen, die sind wie der verschwimmende Duft der Blume, der nicht zu fassen und nicht zu halten ist und der doch süß und berauschend zu unsern Sinnen dringt, jenes Urgrundquellende, Tiefste, das zwischen den Worten und Zeilen mitklingt und mitschwingt wie das leise, leise Tönen silberner Saiten und dem eine wundervolle Melodie ins Innere singt, der ihrem Weben zu lauschen weiß, der versteht in ihr Geheimstes niederzusteigen. Das ist nun freilich eine Kunst, die nicht wie Zuckerwasser eingeht. Man muß sich an sie hingeben, liebevoll, wie an etwas Hohes und Edles, muß sich hineinversenken in ihr Eigenstes. Aber dafür blüht dann daraus auch reicher Gewinn, Quellen springen, und Tore tun sich auf, und dahinter wogt und rauscht in unendlicher Fülle das tiefste und eigenste Leben.

Was Hardungs Lyrik auch sonst noch himmelweit von dem poetischen Singsang der Herz- und Schmerz-, Wonne- und Sonnedichter unterscheidet, das ist die ihm innewohnende, in unsern Tagen so seltene Gabe des originellen Ausdrucks, die Fähigkeit, vielgebrauchte und abgenutzte Worte und Wendungen ihrer Banalität zu entkleiden und ihnen ihren ursprünglichen und tiefen

Sinn wieder zu verleihen. Das macht es denn, daß viele seiner Bilder und Wendungen zuerst etwas fremdartig anmuten und den, der nicht gewohnt ist, den Dingen auf den Grund zu gehen, leicht dazu verleiten, darin eine Unklarheit zu erblicken. Aber das ist nur scheinbar. Denn Hardungs künstlerische Selbstzucht, die ja untrennbar mit der Begabung des echten Lyrikers verknüpft ist, duldet falsche und schiefe Bilder ebensowenig wie sie Flickworte, tote und leere Stellen und konventionelle Reime duldet. Deshalb findet man denn auch kaum ein Gedicht in dieser Sammlung, das nicht vollwertig wäre, kaum ein Gedicht, das nicht für das oben ausgesprochene Urteil Zeugnis ablegte. Die im folgenden abgedruckten Proben mögen das Urteil beweisen.

F. O. Sch.

Erde

Mit den Sternen, die auf diese nächtige Erde niederglühn
Wandern durch die ewigen Weiten Herzen, die von Leiden blühn,
Die sich reich mit Träumen rüsten, Schmerz und Tod zu widerstehn
Und die Stunde froh empfangen und sie bange scheiden sehn.

Und sie schaun in blauen Meeren schwimmen unseren Erdenball
Als ein Eiland und ein grünes Eden vor dem Sündenfall.
Wann die Dämmer dunkel branden, steht sie hell am Horizont
Und enttaucht in Silberflören, wann der junge Morgen sonnt.

Und sie grüßen unsere Erde, neuert sie den alten Lauf;
Über ihrem Streite steht sie als des Friedens Botin auf.
Und sie wissen nur das eigene, unser Leid ist ihnen fern —
Unsere Erde ist der Sehnsucht ihrer Nacht ein goldener Stern.

Frühlingssturm

Schluchzender Geigen süßes Gewirr,
Flöten und Cymbeln von blauen Altanen;
Grünes Geleuchte, verflattert und irr —
Frühling stürmt mit fliegenden Fahnen.

Träumendes Kind, hab acht, hab acht!
Aus der Knospe drängt er die Blume,
Zündet die Fackel der Liebesnacht,
Löscht die Ampel im Heiligtume.

Avalun

All, die wir reiten mit losem Zügel
Um das Sonnenland Avalun —
Einmal kehren wir uns im Bügel,
Wohl einen messenden Blick zu tun.

Hinter uns dann in verlorener Ferne
Schwimmen auf rosigem Abendflaum
Dunkle Zinnen und goldene Sterne,
Und unsere Seele sieht ihren Traum.

Hinter uns liegts. Wir könnens nicht messen —
Nimmer erjagen, nimmer erruhn —
Was wir ersehnen, wir habens besessen;
Das ist die Märe von Avalun.

Tropfen

Die Wolke glüht, vom Frühlingssturm entfacht —
Wir fallen, fallen in die junge Nacht
Und wandern, wandern unseren alten Lauf,
Drängen zur Tiefe, steigen wieder auf
Und wandern, Myriaden im Verein,
Die Erden aus und jeder doch allein;
Verbunden immer und mit jedem Hauch
Geschieden doch von den Gefährten auch.
Und was da gehn und was da kommen muß,
Wir spenden ihm den heiligen Überfluß:
Kein Blut loht wider eines Herzens Wand,
Sein rotes Feuer ist auch unser Brand,
Und keine Stirne, die der Nachtwind rührt,
Die nicht den Odem unserer Nähe spürt.
Und keine Träne weinen Glück und Not
Und keine Blache blüht, und reift zu Brot
Nicht eine Ähre, keine Beere schwillt,
Von süßen Säften keine Traube quillt,
Wo wir nicht spenden, die wir sind und sind
Verwehte Tropfen, Tropfen nur im Wind.
Und sind das Leben doch und sind sein Lauf
Und sprengen tausend finstere Pforten auf,
Waschen das Gold aus starrem Graugestein,
Treiben die Räder; und der Ampel Schein,
Des Herdes Glut, den Duft der Sommernacht,
Den Sturz der Ströme, süße Übermacht
Des Taus, daß sich die Blume selig biegt
Und schwank vom Schmuck zur Morgenröte wiegt —
Wir spenden alles, die wir ewig sind
Verwehte Tropfen, Tropfen nur im Wind.
Wir fallen, fallen und versinken nie —
Vernimm die süße, dunkle Melodie —

Und wirken, die wir wandern ohne Ruh,
Aus Schacht und Tiefe goldenen Sternen zu.
Das ist das Leben, leicht und lieb und schwer,
Ewiges Scheiden, ewige Wiederkehr;
Und Rast drängt alles zu und ruht doch nie —
Vernimm die süße, dunkle Melodie:
Wir leben ewig, die wir ewig sind
Verwehte Tropfen, Tropfen nur im Wind.

Verlorene Söhne

Noch steht vom Erntwagen die Spur
In der Stoppel und die Scheuern sind schwer —
Wir haben nicht Teil mehr an Mark und Flur
Und wandern im wilden Heer.

Was wir lieben, das schafft uns Elend und Not,
Was wir wünschen, das bringt uns Wut,
Und wir lästern und wären bei trockenem Brot
In der Heimat friedlich und gut.

Und wir schwenken die Fahnen wider den Wind
Und die Sterne sind weit und das Glück —
Verlorene Söhne stürmen sich blind
Und finden sich nimmer zurück.

Allein

Im weiten Hause bin ich heut allein;
Ins stille Zimmer quillt der Mondenschein.
Die Bilder leuchten. Ging da nicht ein Schritt?
Stöhnt nicht die Stiege . . . Wer, wer tat den Tritt? —
Und keine Antwort. Seufzer nur im Wind
Von seligen Stunden, die gestorben sind —
Mir ist das Leben eine dunkle Mär,
Mir ist, als wenn ich längst begraben wär:

Versuchung

Steh auf, du Tor, und laß dein einsam Zelt,
Zu deinen Füßen drängt die weise Welt.
Sie nutzt die Stunde, nutzt den kurzen Tag
Und schaut, was ist, und nicht, was werden mag.
Von Trug und Träumen und von Sehnsucht frei
Lebt sie der Lust und sendet kein Geschrei
Zur Ferne, die doch keine Antwort kennt,
Und zählt die Sterne nicht am Firmament

Und will nicht wissen, was einst ist, einst war,
Und ihr ist wohl und ihr ist alles klar.
Und du willst träumen, ihrer Tafel fern,
Und dienen einem unbekannten Herrn
Und Wege wandeln in die bessere Zeit
Und wateſt, Tor, in einem Sumpf voll Leid
Und bist verloren, elend und allein —
Dien dieser Erde und ihr Gold ist dein!
Ein Dämon lockte. Meine Ruh zerriß
Die Stimme der geschminkten Finsternis
Und Sehnsucht wuchs. Da stieg ich in das Tal
Und auf dem Berge stand der Morgenstrahl
Und auf dem Berge stand der Morgenstern
Und war mein weißes Zelt so hoch und fern
Und wieder will ich's, ewig wiedersehn
Und Dornen tragen und durch Wunden gehn.

Erlösung

O Herz, was willst du grollen
Daß deine Stunden gehn
Und Wolken über den vollen
Blühenden Bäumen stehn.

Denn Finsternis ist Wende
Und bringt den Morgen nah —
Fühl du die starken Hände
Des Königs von Golgatha.

Der wandert über die Meere
Und leitet dich aus der Zeit
In deine ernteschwere
Jubelnde Ewigkeit.

Die Sterne in seiner Krone
Leuchten aus Dornengeflecht,
Und Könige gehn in Frone,
Und König wird der Knecht,

Der seine Sendung erkannte
Und heilige Stapfen schritt,
Und seine Süchte bannte
Und frei sein Elend erstritt.

So magst du Tod erjagen,
Mein Herz, um fröhlich zu sein,
Und Sturm und Strudel wagen
Für selige Siedelein.

Nur wer die Welt erleidet,
Der bleibt der Welt bewußt;
Und Erd und Himmel scheidet
Die Sehnsucht deiner Brust.

Heimat

Das ist mein Traum, wenn ich mir Heimat küre:
Ein Haus mit buntem Giebel und Gefach,
Mit Weinlaub über blank beschlagener Türe
Und gelben Rosen bis zum hohen Dach.

Ein Garten, wo aus taugetränktem Laube
Die Amsel dem geliebten Morgen singt
Und von dem Schatten einer weißen Taube
Der lichte Rasen tief und dunkel klingt.

Umhegt von Hecken, voll von rosigen Sternen,
Der Welle nah, dem still bewegten See,
Mit einem Blicke weit zu blauen Fernen
Und einer Spitze, rein im ewigen Schnee.

Das ist mein Traum, wenn ich mir Heimat küre,
Und diese Welt ist, Herz, dafür zu klein —
Schließt sich auf ewig hinter dir die Türe,
Dann bringst du deine, deine Ernte ein.

Kämpfer

Ich stand im Todesschatten
Und sah die Ferne weit erhellt,
Da lag in grünen Matten
Des ewigen Friedens weißes Zelt.

Ein Wächter ließ da sinken
Sein Schwert von Gold und Steinen licht:
Wo reine Quellen winken,
Tritt ein, du Kämpfer, zaudere nicht!

Tritt ein! Du wirst gesunden,
Hier duftet Narden jeder Krug! —
— Mich schmerzen nur die Wunden,
Die heiß mein Haß den anderen schlug.

Könige

Könige wandeln durch die Nächte
Ohne Kronen, ohne Knechte.
Und du weißt sie nicht zu nennen,
Die dich lieben und dich kennen,
Und die Schwellen sind verschlossen
Den Gefährten, den Genossen,

Die durch Nacht und Nebel schreiten
Und den neuen Tag bereiten,
Elend tragen, Haß erwerben
Und nicht stürzen und nicht sterben.
Schatten, die doch nie entschweben,
Tote, die doch ewig leben,
Segen spenden, reich gesegnet —
Seele, sieh, wer dir begegnet:
Ohne Kronen, ohne Knechte
Wandeln Könige durch die Nächte.

Opfer

Stellt die Schalen in die heilige Runde,
Gäste nahen um die zwölfte Stunde;
Still und stolz, wenn wir sie nicht vergessen,
Sie, die unsere Erde einst besessen.
Sie, die einst die Sonne froh verspürten
Und den Pflug durch unsere Äcker führten
Und der Scholle teure Saat vertrauten,
Wilde Wasser von den Bergen stauten,
Wetterwolken kühn den Blitz entwanden
Und die Garben heißer Tage banden.
Stellt die Schalen in die heilige Runde —
Einmal naht auch uns, auch uns die Stunde,
Da Besitz und Recht an Hof und Herde,
Anderen wird die Herrschaft dieser Erde.
Und die lassen unseren Pflug nicht rosten,
Werden Wein von unserer Kelter kosten,
Ernten häufen, wo wir Wildnis zwangen,
Wege weiten, wo wir eng gegangen,
Und um Mitternacht in heiligem Schweigen
Näher noch den goldenen Sternen steigen.
Gäste nahen um die zwölfte Stunde —
Stellt die Schalen in die heilige Runde;
Die wir bringen Brot und Wein den Frommen,
Müssen bald, wie bald als Gäste kommen,
Müssen bald, wie bald, bei neuen Erben
Um das Opfer ewiger Liebe werben.

Pflüger

O trau der Sonne, glaube deiner Erde!
Ihr Bund ist ewig und ist ewig neu;
Lenk, junger Pflüger, deine starken Pferde,
Und furch die Scholle deiner Väter treu.

Und kommt ein Tag, daß über deiner Ahnen
Gefriedet Grab ein wilder Heerruf gellt,
Von goldenen Adlern und von roten Fahnen
Ein Schlachtgestürm in deine Ernte fällt —

Ihm wird ein Abend, da die Schwerter schweigen.
Dann stürz die Scholle über Haß und Tod:
Ein neuer Tag läßt neue Ähren steigen
Und was wir lieben, das braucht immer Brot.

Vaterhaus

Und bin ich hundert Jahre tot,
Dann will mein Leben wieder glühn
Und wandern in das Abendrot,
Wo meiner Heimat Linden blühn.

Du kleine Kammer unterm Dach,
Du giebelgrünes Vaterhaus —
Wer ist um jene Stunde wach
Und sendet seine Sehnsucht aus?

Ein weißer Nacken schimmert licht
Und taucht ins Dunkel zag und scheu —
O Mädchen, üb die süße Pflicht
Und liebe stark und liebe treu!

Und küß den Knaben, der dich freit,
Und trau dem tapferen Vaterhaus —
Das hält viel Sünde, Sturm und Leid
Und tausend Seligkeiten aus.

Herbst

Ein rotes Wölklein, das verloren schweifte,
Hängt fern am Berg. Ein Vogel sucht die Ruh,
Und von dem Zweige, den sein Flügel streifte
Rollt dir ein Apfel durch die Rosen zu.

Die Trauben dunkeln aus den dichten Reben,
Am Pfirsichstrauche leuchten Gold und Samt —
Das ist die Stunde, da das süße Leben
In seiner Reife heißem Purpur flammt.

Das ist die Stunde, da die Wünsche schweigen
Und deine Seele doch voll Sehnsucht steht,
Und auf den nebelüberblauten Steigen
Im grauen Schleier die Erinnerung geht.